

Festvortrag anlässlich 100 Jahre Diakonisches Werk Oberhausen

29.10.2021, 11.00 Uhr

Lutherkirche, Lipperheidstraße 45, 46047 Oberhausen

Diakonie mit Zukunft – Impulse für eine zukunftsgerechte Orientierung diakonischer Praxis

Sehr geehrte Damen und Herren,

ist das nicht mal wieder typisch für den Protestantismus? Da treffen sich honorige Menschen, um in einem Festakt der einhundertjährigen Geschichte des Diakonischen Wirkens in Oberhausen zu gedenken. Aber statt nun in einkehrender Ruhe, im Verbleiben gegenwärtiger Atempause und vielleicht ja auch garniert mit einem gewissen Stolz und mit Dankbarkeit, das Erreichte einfach nur feiernd zu vergegenwärtigen und zu genießen – was macht der Protestantismus? Er stürzt sich gleich schon wieder auf die Probleme der Zukunft und der Ungewissheit dessen, was sein wird. Als wären wir Getriebene der Parusieverzögerung, also zur Erläuterung für die theologisch eher Fremdelnden, gemeint ist die Tatsache, dass die geglaubte und erhoffte Wiederkunft Christi immer noch aussteht. Deshalb, so meinen zumindest die Schülerinnen und Schüler Max Webers den protestantischen Seelen unterstellen zu dürfen, haben wir keine Zeit zu verlieren, um uns mit hochgekrepelten Ärmeln und einem protestantischen Arbeitsethos im Herzen wacker und zupackend den Zukunftsfragen zu stellen.

Nun, aus vielerlei Gründen ist diese kritische Anfrage nicht sachgerecht oder anders formuliert: Die Frage nach der Zukunft und einer Diakonie mit Zukunft ist immer, besonders auch heute in hohem Maße geboten, denn

wann nehmen wir uns denn schon einmal Zeit in gegenwärtiger Ruhe über Fragen der Zukunft nach- oder eher vorauszudenken. Und damit auch jeder Zweifel daran beseitigt wird, als seien wir nicht gegenwartsfähig, von meiner Seite aus ein atemholendes: Herzlichen Glückwunsch zu dieser einhundertjährigen Geschichte von der Einrichtung des Evangelischen Jugendpfarramtes 1921, über den „Evangelischen Gemeindedienst für Innere Mission und Hilfswerk“ bis hin zum 1966 so benannten Diakonischen Werk Oberhausen! Das sind ja nur Stichworte, die historisch hintergründig und deutlich komplexer in der von Dr. Kraus verfassten Chronik erläutert werden. Ich habe diese Schrift mit großen Interesse gelesen und möchte Ihnen auch dazu herzlich gratulieren. Die Geschichte der Diakonie in Oberhausen zeigt, denken wir nur an die Arbeit der Bahnhofsmission, die ihre Arbeit genau an dem Ort bündelte und konzentrierte, an dem das Elend der Stadt kumulierte, dass diakonische Arbeit ihre Konstanz und Langlebigkeit dem Umstand verdankt, dass sie immer wieder neu konzeptionell überdenkt, wie sie die Menschen erreichen kann, deren Hilfsbedürftigkeit in besonderem Maße zuwendendes Handeln fordert. Ich werde darauf noch zu sprechen kommen, will aber jetzt schon sagen, dass es diese zielgerichtete Orientierung an den Bedarfen der Bedürftigen ist, die der Diakonie eine langlebige historische Dimension verliehen hat. Es gibt andere Unternehmensphilosophien wie die von Google, Amazon oder Facebook, deren betriebswirtschaftliche Rezeptur die gierige Gefräßigkeit nach Kapitalakkumulation und horrenden Aktiengewinnen schreibt und man darf zu Recht anfragen, ob derartige, kapitalistisch mit Gewinnerzielungsabsicht aufgestellte Unternehmen jemals derartige Jubiläen werden feiern können. Nun, soweit eine kurze Vorbemerkung. Mein Kurzvortrag geht auf drei Aspekte ein: 1. Die Geschichte diakonischen Hilfehandelns als gezielte Orientierung an erlebbarer

Teilhabe. 2. Sozialpolitische Herausforderung und kirchliche Entfremdung. Anmerkungen zu diakonischen Perspektiven. 3. Katastrophenvergegenwärtigung – Grundbedingung einer Diakonie mit Zukunft.

1. Die Geschichte diakonischen Hilfehandelns als gezielte Orientierung an erlebbarer Teilhabe

Vergegenwärtigt man sich nur skizzenhaft einige grundlegende Aspekte aus der historischen Praxis diakonischen Handelns, so wird deutlich: Sie hat sich *erstens* immer wieder vom analytischen Blick auf die realen Armutsverhältnisse der jeweiligen Gegenwart leiten lassen. Sie hat sodann *zweitens* zielgruppenspezifisch, *drittens* ressourcenknapp und *viertens* mit dem Bemühen um eine flexible Organisationsstruktur ihre Intervention betrieben. So etwa hat bereits Johannes Daniel Falk eine spezifische Auswirkung der napoleonischen Kriege dazu bewegt, 1813 seine „Gesellschaft der Freunde in der Not“ zu gründen. Die verheerenden Folgen der Schlachten von Jena, Lüttich und Leipzig, Tausende von Toten, Plünderungen und Raub durch französische Soldaten, brachten eine dermaßen massives Elend über das Land, dass Falk sich zum christlich inspirierten Handeln provoziert sah. Dabei hat er sich weitgehend auf eine Zielgruppe konzentriert, nämlich auf die heimat- und perspektivlos umherstreunenden Kinder und Jugendlichen, Waise oder Halbweise, denen der Krieg jede Aussicht auf eine behütete Zukunft entrissen hatte. Falk schrieb seinerzeit dazu:

„Die Gesellschaft der Freunde in der Not hat längst Verzicht darauf getan, allen zu helfen. Sie sucht lieber eine gründliche und wahrhafte Hilfe einiger Mitglieder der menschlichen Gesellschaft, besonders in dem jungen Anwuchs zu bewerkstelligen, als durch

gutgemeinte Zersplitterung einer kleinen ihr bewilligten Summe in hundert tausend Teile niemandem zu helfen. Erziehung, Unterbringung verwahrloster Kinder von physisch oder moralisch toten Eltern, die es durch die jetzigen grausamen Kriegszustände geworden sind, deren Anstellung bei nützlichen Gewerben, das ist unser bestimmter und klar ausgesprochener Zweck.“

Falk setzte seine Arbeit also gezielt bei denen an, die noch ihre Zukunft vor sich hatten, gab ihnen erste Bildungsimpulse in den Sonntagsschulen, errichtete Strick- und Nähschulen, damit die Mädchen sich ihre Kleidung selbst herstellen konnten, vermittelte Hunderte von Jugendlichen an ihm wohlgesonnene Mitstreiter im Handwerk und baute eine Tauschbörse auf, heute nennt man das lokale Ökonomie, die er folgendermaßen beschreibt:

„Die Mädchen strickten aus geschenkter Wolle ein Paar Strümpfe für sich und ein Paar für die Lehrburschen. Die Schumacher verfertigten Schuhe für die Schneider, die ihnen dafür Hosen, Kamisole und Röcke anmaßen, wozu das Zeug abermals von den Tuchmachern verfertigt, die Wolle und das Garn aber von den Kindern gezupft und gesponnen wurde.“

Mit nur wenigen Mitteln verschaffte er Hunderten von Jugendlichen eine Existenz und die Grundlage für gesellschaftliche Teilhabe. Der Staat finanzierte nichts, es gab lediglich Armenhäuser in kommunaler Verwaltung, das waren eher Einrichtungen der disziplinierenden Abschreckung. Aber er sammelte ein Netzwerk von Sympathisant*innen, regte an oder bedrängte sie gar, sich in ein „Subskriptionsbüchlein“ einzutragen, das einen verbindlich angegebenen monatlichen Förderbeitrag erwarten ließ und schaffte damit erste, intelligente Formen des Fundraising und einer vernetzten Ausbildungsbörse, heute nennen wir das Arbeit am „Übergang Schule, Beruf“.

Theodor Fliedner arbeitete, getrieben von der Armut, die die Insolvenz einer ortsansässigen Firma in Kaiserswerth mit sich brachte, ebenso gezielt mit Blick auf die Kinder, errichtete eine Kleinkinderschule zur Förderung der ärmsten Kinder, professionalisierte diese Arbeit durch die Ausbildung von Kleinkinderschul-Lehrerinnen (heute Erzieherinnen), organisierte darüber hinaus die Gefängnisseelsorge und die Gründung einer Gefängnisgesellschaft, bot haftentlassenen Frauen ein Asyl, um sie in Anstellungen bei „wohlgesinnten Herrschaften“ zu vermitteln und baute mit dem Florenz-Nightingale-Krankenhaus eine der ersten evangelischen Krankenstation auf, denn die Gesundheitsversorgung der Bevölkerung war eine Katastrophe. Auch Fliedner musste seinen finanziellen Mitteleinsatz diszipliniert kalkulieren. Seine Projekte lebten von Förderern und Förderinnen, die ihn unterstützen oder er bemühte sich über Kollektivreisen um finanzielle Zuwendung, von der verfassten Kirche hatte er enttäuscht nichts zu erwarten. Und auch der Begründer des Rauhen Hauses, Johann Hinrich Wichern, richtete seine Hilfeleistung gezielt auf Kinder und Jugendliche, trennte sie allerdings, anders als Fliedner, vom Elternhaus und gewöhnte sie durch klare Tagesstruktur, Vermittlung in Ausbildung und – kritisch muss man sagen – eine Art der religiösen Indoktrination an eine familienähnliche Struktur in 12er-Gemeinschaften. Er war der erste, der seine sozial-diakonische Arbeit auf dem Kirchentag in Wittenberg derart auch kirchlich in ihrer Wichtigkeit plausibilisieren konnte, dass es durch den Centralausschuss der Inneren Mission eine erste institutionelle Anbindung an die Kirche gab. Und schaut man nun zu guter Letzt nach Oberhausen und der örtlichen Geschichte der Diakonie, so sieht man auch hier, dass die Herausforderungen der Armutsdramatik auch schon im 19. und im frühen zwanzigsten Jahrhundert handlungsleitend für eine Reihe von Projekten wurden. Etwa wenn man die Gründung der Handarbeitsschule in der

Christuskirchengemeinde in Erinnerung ruft, die 1909 den Zweck verfolgte, „Haustöchter[n] ohne Beruf [...] Gelegenheit zu geben, [...] das Nähen und Handarbeiten für den eigenen Bedarf“ zu lernen. Oder denke man an den 1918 von Gertrud Zillich gegründeten „Evangelischen Frauenverein für Jugendschutz e.V.“, der sich einer „nachgehenden Fürsorge an gefährdeten Kindern beiderlei Geschlechts“ verpflichtete und der, hier sehen wir in der Tat den Einfluss diakonischer Arbeit auf die verfasste Kirche, 1921, der Geburtsstunde des heutigen Diakonischen Werkes, in das „Evangelische Jugendpfarramt“ überging. Gleichwohl ist der Chronik von Dr. Kraus auch zu entnehmen, dass das Verhältnis des späteren Diakonischen Werks zur verfassten Kirche nicht immer reibungslos war. Insbesondere die Mitte der 1970er Jahre erfolgte Preisgabe der „gemeindlichen Zuordnung der Mitarbeitenden“ im Sinne einer ortszuständigen Fürsorgekraft zugunsten einer stärker zentralisierten „arbeitsfeldorientierten Sozialarbeit“ wurde aus kirchlicher Perspektive offenbar als Präsenzverlust der Diakonie erlebt. Und 2013 wurde der Finanzierungsdruck auf der Kreissynode, so vermute ich einmal, auch nicht ganz friedlich und nicht ohne Grundsatzdebatte, verhandelt, denn angesichts der Kürzung öffentlicher Mittel, galt es nun mit 300.000 Euro dreizehn Prozent des Haushaltsvolumens des DW durch Kirchenmittel aufzubringen.

Drei knapp zu bilanzierende Erkenntnisse bergen diese Ausführungen: 1. Diakonisches Handeln hat sich jeweils durch aktuelle Herausforderungen und insofern flexibel auf entstehende Hilfebedarfe einzustellen gehabt. 2. Diesen Hilfebedarfen hat es immer schon mit ökonomisch knappen und klug zu kalkulierendem Mitteleinsatz bewältigen müssen. Anders gesagt: Ökonomisches Handeln unter Knappheitsgesichtspunkt, etwas was wir heute oft beklagen, ist schon immer ein Dauerthema gewesen. Folglich mussten Zielgruppen ausgewählt und über Fragen der Wirkungstiefe und

der Eigenverantwortlichkeit der Betroffenen entschieden werden. 3. Es hat über Jahrzehnte gedauert, bis die verfasste Kirche zunächst eine institutionelle Anbindung und schließlich eine über das Zuordnungsrecht verankerte institutionelle Zugehörigkeit der Diakonie zur Kirche auf den Weg gebracht hat. Es waren nur wenige Jahrzehnte des weitgehend ungetrübten, schiedlichen Miteinanders von Kirche und Diakonie unter dem Vorzeichen gefüllter Kirchenkassen. Allerdings haben dieses Miteinander und die finanziell substanzelle Förderung der Diakonie durch die Kirche eine nur sehr begrenzte Halbwertzeit genossen. Das aber führt nun zum zweiten Punkt.

2. Sozialpolitische Herausforderung und kirchliche Entfremdung. Anmerkungen zu diakonischen Perspektiven.

Es ist bezeichnend für eine gewisse Ahnungslosigkeit, wenn nicht gar für ein gewisses Befremden in kirchlichen Reihen bezüglich diakonischer Eigenarten, wenn auf der vorletzten EKD-Synode ein Mit-Synodaler irritiert nachfragte, wie es denn sein kann, dass ein Verein, gemeint war ein diakonischer Träger, zur Kirche gehören könne. Diesbezüglich ist die Landschaft der kirchlich-diakonischen Verhältnisse durchaus bunt und disparat. Die Tatsache, dass über die Zuordnungsrichtlinie der EKD und die entsprechenden Synodalgesetze der Landeskirchen das Verhältnis von Kirche und Diakonie auch in privatrechtlicher Trägerschaft so geregelt ist, dass man Diakonie unbeschadet der Rechtsform, also auch als Verein, gGmbH oder Stiftung als Wesens- und Lebensäußerung von Kirche definiert, kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass wir in Teilen doch moralisierende Töne aus den Kirchenreihen hören, die danach fragen, inwiefern sich Diakonie von anderen Trägern der Wohlfahrtspflege unterscheidet. Also, inwiefern tritt sie auch in ihrer Arbeit sichtbar und

vernehmbar in den Dienst der Verkündigung und behauptet sich als „Licht der Welt“ und „Salz der Erde“? Wird Diakonie nicht immer säkularer, kirchenvergessener und unterliegt sie nicht immer mehr dem Geist der Ökonomisierung? Es ist nun keineswegs so, dass diese moralinen Zwischentöne überall in gleicher Dichte und Tonart zu vernehmen sind. Man braucht nur das Grußwort des Superintendenten des Kirchenkreises in Oberhausen, Joachim Deterding, zur Chronik der Diakonie zu lesen, um zu sehen, dass es auch Töne des Einvernehmens und der Dankbarkeit für diakonisches Handeln im kirchlichen Raum gibt. Dennoch. Strukturell und daher auch konzeptionell haben wir bipolare Fliehkräfte. Die Kirche ist allerorten bis hin zur EKD mit der Frage befasst, wie sie ihre Botschaft, ihre Attraktivität angesichts stark rückläufiger Kirchemitgliedschaftszahlen steigern kann. Einerseits entstehen Erprobungsräume für neue liturgische und zielgruppenspezifische Gottesdienstangebote, Jugendkirchen, Fresh-X-Netzwerke, die Kirchendistanzierte gewinnen wollen, andererseits sehen sich Kirchengemeinden mit enormen Umstrukturierungen befasst. Verkauf oder Umnutzung von Gebäuden, Abbau von Personal oder die Umwandlung von ehemals sozialversicherungspflichtigen Stellen in geringfügige beispielweise im Bereich der Kirchenmusik oder der Küsterdienste - sozusagen ein kirchlicher Beitrag zur Prekarisierung der Arbeitswelt -, Zusammenlegung von Gemeinden, Restrukturierung von Kirchenkreisen und allerorten die Verabschiedung aus angestammten Arbeitsbereichen. Seit Einsetzen der Pflegeversicherung 1995 galten diesbezüglich erste Schritte der Übernahme von stationären Einrichtungen und ambulanten Pflegediensten in ehemals gemeindlicher Trägerschaft durch die örtliche Diakonie, inzwischen greift der gleiche Trend als Reaktion auf das Kinderbildungsgesetz und das komplizierte System der Kindpauschalen. Eine ganze Reihe von Zusammenschlüssen von Kitas zu Vereinen oder Verbünden liegt inzwischen in diakonischen

Händen. Nicht zuletzt betrifft diese Transformation auch die kreiskirchlichen Diakonischen Werke, wie auch anstehend in Oberhausen, die von der verfasst kirchlichen Rechtsform in eine privatrechtliche übergehen, um nicht zuletzt die Kirchenkreise und damit auch die Gemeinden finanziell von Bezuschussungen zu entlasten. Moralische Infragestellungen sind hier für meine Begriffe völlig deplatziert, denn diese Entwicklung erklärt sich schlichtweg und nüchtern organisationssoziologisch! Sieht man hingegen auf die Trends und Entwicklungslinien der Diakonie, so ist deren stetiges Wachstum an Umsatzzahlen und Mitarbeitenden deutlich zu verzeichnen. Gegenwärtig arbeiten rund 600 T Beschäftigte in Voll- oder Teilzeit im Bundesgebiet in diakonischen Einrichtungen. Das ist kein Grund für dicke Lippen und protzige Gesten, vielmehr zeigt das als nur ein Indikator an, wie sehr soziale Dienstleitungen in unserer Gesellschaft nicht zuletzt zur Gewährleistung des sozialen Zusammenhalts unverzichtbar sind. Lässt sich Diakonie weiterhin auf die Spurensuche nach den sozialpolitischen Herausforderungen, den vielfältigen Phänomenen der Armutsfestigungen und der lebenslagenbedingten Isolation und Exklusion ein, so steht ihr bedauerlicherweise ein riesiges Terrain der erforderlichen Hilfeleistung vor Augen. Ich kann diese zur in Ansätzen listen: Die Tatsache, dass fast ein Fünftel der Kinder und Jugendlichen in Deutschland in Armut lebt oder vehement von dieser bedroht ist, heißt einerseits, dass sich die Arbeit im Kinder- und Jugendhilfebereich weiterhin intensivieren wird, andererseits muss das auch für die Diakonie Grund und Anlass sein, diese Situation politisch umfänglich zu skandalisieren. Für die Stadt Oberhausen ist das besonders geboten, gehört sie doch wie fast alle Ruhrgebietsstätten zu denen mit der höchsten Kinderarmutsquote, Spitzenreiter ist hier Gelsenkirchen. Dass die Armutsriskoquote in 2020 mit 15,9 Prozent den Höchstwert seit der

Wiedervereinigung erlebt und damit 13 Millionen Menschen ein Einkommen haben, dass unterhalb von 60 Prozent des mittleren Lohnes am Rande der Existenzsicherung liegt, gleichzeitig aber die Zahl der reichen Bürgerinnen und Bürger stetig ansteigt und die reichste Hälfte der Bevölkerung über 99,5 % der Vermögen besitzt, belegt nicht nur, dass wir etwa in den Beratungsstellen, bei den Qualifizierungs- und Beschäftigungsträgern eine weitere Verschärfung der Bedarfslage haben, sondern auch ein strukturelles Problem der Armutsfestigung, dem wir auch ordnungspolitisch etwa durch ein bedingungsloses Grundeinkommen gegensteuern müssen. Ich wäre dafür, dass sich dafür auch die Diakonie einsetzt. Der schon längst zu verzeichnende Fachkräftemangel etwa in der ambulanten, stationären und Krankenhaus-Pflege, der sich, wie der Deutsche Pflegerat dieser Tage meldete, perspektivisch bis 2030 auf 500.000 fehlende Fachkräfte dramatisch zuspitzen wird, ist ja kein nüchternes statistisches Datum. Dahinter verbergen sich Fragen wie die Würde am Lebensende und das übrigens auch angesichts der erschreckenden Tatsache, dass wir eine steigende Suizidrate im Alter zu verzeichnen haben. Das sind oft altersisierte Menschen, die sich zum Suizid entscheiden, weil sie ihre Angehörigen nicht mit teuren Anteilkosten zur Finanzierung ihrer Pflege belasten möchten.

Meine Leidenschaft in dieser Fragestellung nach den zukünftigen Herausforderungen der Diakonie muss ich nun etwas bremsen mit Blick auf die begrenzte Redezeit. Nur noch eines dazu: Es ist völlig klar, dass wachsende Herausforderungen in diesem Feld einen Zuwachs der diakonischen Beschäftigtenzahlen abverlangen und es ist auch klar, dass diese Beschäftigten immer weniger eine konfessionelle oder gar evangelische Zugehörigkeit haben. Das wird sicher die kritischen Anfragen aus den Reihen kirchlicher Vertreter*innen nicht minimieren.

Aber, wer will hier ernsthaft dazu auffordern, dass Diakonie sich aus diesem Grund aus Arbeitskontexten verabschieden soll? Ich komme in aller Kürze und eher nur andeutungsweise zu meinem dritten und letzten Punkt.

3. Katastrophenvergegenwärtigung – Grundbedingung einer Diakonie mit Zukunft

Schaut man in die Geschichte der Diakonie, so wird sehr deutlich, dass jeweils gegenwärtige Ereignisse und dramatische Lebenslagen der Menschen ein Hilfehandeln eingefordert haben, das ein Stück Zukunft eröffnet. Die Zukunft galt dabei als der Projektionsraum einer verbesserten Lebenslage und gelingender gesellschaftlicher Teilhabe. Die Hilfsbedürftigkeit bezog sich also immer auf die gegenwärtigen Zeitgenossen, auf diejenigen, die zeiträumlich mit den Hilfeleistenden kopräsent waren. Diese Situation hat sich verändert. Die Reichweite unserer gegenwärtigen Lebensweise kolonialisiert schon längst die Bedingungen zukünftigen Lebens. Hilfebedürftigkeit ist nicht mehr reduzierbar auf Subjekte der Gegenwart, sondern sie wird jetzt produziert und kalkulierbar als die fatale Lebensbedingung unserer „zeitlichen Nachbarn“ der Zukunft, wie Hans Jonas es einmal genannt hat. Die klimatische Transformation bringt eindeutig schon jetzt, aber umso mehr in den kommenden Jahrzehnten die Lebensgrundlagen vieler Millionen Menschen in erhebliche Bedrängnis. Versteppung von riesigen Landschaften, Überflutungen durch ansteigende Meeresspiegel, Missernten, aber auch Einbrüche in die Gezeitenstruktur europäischer Länder ist absehbar und auch schon im Gange. Die massiven, sintflutartigen Regenfälle im Ahrtal und an anderen Orten in Deutschland

vor einigen Monaten sind nach Meinung der Wissenschaft dafür ein eindeutiges Indiz, also auch in unseren Breitengraden. Was zu erwarten steht, sind Millionen von Menschen auf der Flucht vor dem klimabedingten Entzug ihrer Lebensgrundlagen. Die Zahl dieser Menschen wird bei weitem die jetzt schon erhebliche von 65 Millionen Flüchtigen weltweit übersteigen. Wer meint, dass es ein „2015“ in Deutschland nicht mehr geben dürfe, der verzerrt doppelt: Zum einen: 2015 hat ein Zeichen dafür gesetzt, dass es in Deutschland Millionen von Bürgerinnen und Bürgern gibt, die sich durch zivilgesellschaftliches Engagement und mit erheblichem Einsatz dem Elend, der psychischen Belastung und den menschlichen Tragödien hundert Tausender von Flüchtlingen herzensoffen und tatkräftig gestellt haben. Das war kein Jahr der falschen Politik, sondern ein Jahr des Triumphs von Gastfreundschaft und politischem Engagement für eine veränderte Flüchtlingspolitik. Und zweitens: Wer meint, eine Politik der Abschottung an den Grenzen Europas könne gewährleisten, dass das Elend an uns vorüberzieht oder noch schlimmer, im Mittelmeer ersäuft und verschwindet, wer meint, dass wir mit riesigen Freiluftgefängnissen auf den Ägäischen Inseln, durch Kasernierung von Tausenden von Flüchtlingen und die Verschleppung ihrer Asylantragsverfahren, die sogenannte Flüchtlingskrise – gemeint ist damit ja nicht mehr die Krise der Flüchtlinge, sondern unsere durch die Fluchtereignisse ausgelöste, politische Krise – meistern zu können, der hat noch nicht verstanden. Flucht und die Bewegung von Flüchtlingen in Richtung dieses Kontinents wird ein auf Dauer unaufhaltsames Geschehen sein, denn diese Flucht ist alternativlos. Flüchtlinge werden immer mehr selbst zu aktiv handelnden Subjekten der Geschichte, wie der italienische Philosoph Giorgio Agamben meint.

Nur, wenn ich recht sehe und der Klimawandel sowohl bei uns als auch weltweit zu diesen Einbrüchen führt und die Lebensverhältnisse der

zukünftigen Generationen schon jetzt in Mitleidenschaft zieht, dann ist das eine Herausforderung für eine Diakonie mit Zukunft, auch in Oberhausen. Unterbringungskonzepte im kommunalen Raum dürfen nicht ad acta gelegt werden, sondern müssen konstruktiv in Kooperation mit der Liga der Wohlfahrtsverbände, den Sportvereinen, den Schulen und den zivilgesellschaftlichen Flüchtlingshilfeorganisationen weiterentwickelt und a jour gehalten werden. Es wäre fatal, darüber erst wieder nachzudenken, wenn Tausende von Flüchtlingen vor den Toren stehen. Nur am Rande sei erwähnt, dass man dem Forschungszweig der sogenannten Bewegungsforschung entnehmen kann, dass die Wohlfahrtsverbände ihre Rolle angesichts von Tausenden von ehrenamtlichen Helfern der Jahre 2015 und folgende neu überdenken mussten. Denn diese Helferinnen und Helfer waren teilweise viel dichter an der Lebenswelt der Flüchtlinge, sie hätten aber deutlich mehr vernetzende und koordinierende Zuarbeit gebraucht. Es war eine Lehrstunde für Mitarbeitende der Wohlfahrtsverbände, dass sie nicht nur unmittelbar mit hilfebedürftigen Flüchtlingen zu tun hatten, sondern mit durchaus selbstbewussten, professionellen und politisch engagierten Ehrenamtlichen, die nicht hilfebedürftig waren, aber Zuarbeit gebraucht hätten. Und das führt zu einem letzten Gedanken: Es gibt mittlerweile bundesweit immer mehr Projekte und Initiativen von politisch bewegten, überwiegend jüngeren Menschen, die ihre Lebens- und Wohnweise neu ausrichten wollen. Gemeinsame Wohneinheiten, Aufbau einer lokalen Ökonomie, ressourcenschonende Bewirtschaftung, neue Formen der Arbeit, Orientierung an Prozessen der Regeneration, gewaltfreie Kommunikation und Organisation von politischen Prozessen, geben diesen Quartieren eine ganz neue Dimension der Gemeinwesenarbeit. Diese Menschen wollen ihr Leben so gestalten, dass es der Zukunft anderer, die nach ihnen kommen, Raum und Lebensqualität gibt. Ich habe mir solche Projekte im

Wendland angesehen und war beeindruckt. Meine Frage: Sollte nicht Diakonie auch in diesem Bereich der Gemeinwesenarbeit, also nicht nur in Stadtteilen mit besonderem Erneuerungsbedarf, lernend wie beratend, unterstützend, als Ansprechpartnerin oder auch moderierend im Quartier hilfreich dabei sein? Auch hier geht es nicht primär um die aktuelle Hilfsbedürftigkeit der betroffenen Menschen, sondern es geht darum, gemeinsam daran zu arbeiten, dass der Not und Hilfsbedürftigkeit zukünftiger Generationen entgegengewirkt wird. Das ist die Perspektive einer „grünen Diakonie“, die, so glaube ich, noch mache Denkwerkstatt benötigt, aber es wäre lohnend sich daran zu beteiligen.

Nun, vielleicht haben meine Ausführungen rechtfertigt, dass es doch lohnend sein kann, sich mitten in einer Feststunde, die die Historie würdigt, gleichzeitig den Fragen der Zukunft zu widmen. Ihnen, lieber Herr Domeyer und allen Mitarbeitenden der Diakonie, wünsche ich weiterhin Freude an der Arbeit, eine gelingende Fusion und ein friedliches Miteinander von Kirche und Diakonie. Bleiben Sie um der Zukunft willen unbequem und nehmen Sie sich immer wieder die Auszeit darüber nachzudenken, wie Diakonie mit Zukunft Gestalt gewinnt.